



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Ästhetik des reinen Gefühls

Cohen, Hermann

1912

9 [i.e. 7]. Das Gleichnis (Wie - Die Freude als Wortgefühl - Eine andere Art von Identität - Das Urelement aller Künste)

urn:nbn:de:hbz:466:1-35778

Das Fliegen des Vogels aber erregt zugleich ein Bewegungsgefühl, und der schnelle Flug des Blitzes ein intensiveres, die Reflexbewegung des Zuckens und Erschreckens. Dieses Bewegungsgefühl muß mit dem Wortgeföhle des Blitzvogels sich assoziieren. Und wenn nun gar erst der Aufblick zu der Weltesche angeregt ist, so hängen sich damit neue Wortgeföhle an den Blitzvogel an. Mit einer solchen Komplikation von Wortgeföhlen ist schon im Mythos das Begriffswort behaftet. Man sollte meinen, die Poesie hätte hier nichts weiter zu tun, oder sie könnte diese Komplikation nur verstärken. Dann wäre ihr Unterschied vom Mythos jedoch kein qualitativer.

7. Das Gleichnis.

Steinthal sagt, der Unterschied beruhe auf dem Gleichnis. Der Mythos ordnet ganz naiv die Wahrnehmungen und die Gedanken, ohne die Kontrolle höherer Einheiten. Die Poesie dagegen macht diese Kontrolle dadurch geltend, daß sie die Zusammenhänge auf Vergleichen degradirt. Der Blitz ist nicht ein Vogel, weil er, wie dieser, fliegt, sondern er fliegt, mithin ist er wie ein Vogel. Die Identität wird abgeschwächt in das Gleichnis. So wird das Denken zur Vergleichen.

Wie aber entsteht das Gleichnis? Wie geht es zu, daß das Denken die Identität aufgibt, und sich zur Vergleichen abstumpft? Die Poesie will und muß doch Denken bleiben, wenngleich sie dieses nicht zur Erkenntnis der Wissenschaft ausbildet. Die Erkenntnis muß ja doch eine Vorbedingung des reinen Geföhls bleiben. Wie kann nun aber die Poesie für ihr Denken der Identität entsagen? Hat etwa das Gleichnis dieselbe Kompetenz, wie der Satz der Identität? Es ist unverkennbar, daß hier die Wortgeföhle in Kollision treten mit den Begriffsworten.

Wie entsteht das Gleichnis? Ein Beispiel möge den Vorgang erläutern. Die Sonne ist im allgemeinen Welt-

mythos ein Held; so Herakles, Simson, Siegfried. Im Psalm wird die Sonne zu einem Gleichnis des Helden: „Wie ein Held, zu durchlaufen die Bahn“. Der Psalm läßt zugleich aber erkennen, wie aus der Identität mit dem Helden das Gleichnis des Helden entstanden ist; es wird vermittelt durch das Gleichnis des Bräutigams. „Und er (die Sonne), wie ein Bräutigam hervorgeht aus seinem Brautgemache“. Der Okeanos ist hier zum Brautgemache geworden, und auch dieses Gleichnis hat mitgewirkt bei der persönlichen Annäherung des Helden durch den Bräutigam.

Der Psalmvers läßt die Vermittlung noch deutlicher erkennen: „Er freut sich, wie ein Held“. Die Freude also ist das letzte, das entscheidende Vehikel für die Umwandlung der Identität in das Gleichnis. Nicht die Sonnenbahn wird umgedichtet in die Laufbahn und den Siegeslauf des Helden; nicht der Okeanos in das Brautgemach, sondern die Freude wird zum wirksamen Mittel der Vergleichung. Die Freude ist das Wortgefühl, welches den Sonnenheld mit dem Bräutigam verknüpft; sie bewirkt es, und sie soll es nun auch begründen können, daß die Sonne zwar ihre Identität mit dem Helden einbüßt, dafür aber ein Gleichnis wird, welches den Begriff des Helden für ihre Bedeutung, für ihren nunmehr poetischen Begriff ins Unendliche erweitert.

Das Beispiel scheint einen typischen Wert zu haben. Wir können es im Lied an die Freude weiter verfolgen. „Froh, wie seine Sonnen fliegen durch des Himmels prächt'gen Plan, laufet, Brüder, eure Bahn, freudig, wie ein Held zum Siegen.“ Jetzt fliegen nicht allein die Sonnen, sie sind nicht allein freudig, wie ein Held zum Siegen, sondern die Sonnen sind jetzt zum Gleichnis der Menschen, als Brüder, geworden. Die Sonnenbahn ist die Menschenbahn der Brüder geworden, die Bruderbahn der Menschen. Der Held ist zum Menschen, zum Brudermenschen geworden. Zu einer solchen Freudigkeit hat sich die Freude des Sonnenbräutigams, des Sonnenhelden im Lied an die Freude, im Kuß der ganzen Welt entwickelt.

Jetzt verstehen wir die Macht der Vergleichungspartikel. Sie ist nicht nur eine Kopula höhern Grades, sondern zugleich eine Identität erweiterten Grades. Sie stiftet einen neuen, einen eigenen Zusammenhang von Einheiten, welche Einheiten nicht nur in den Begriffseinheiten bestehen, sondern in deren innerlichster Verbindung mit den Begriffswortgefühlen. Der Mythos sieht in der Sonne den Helden mit den feurigen, blonden Locken. Der Psalm ist schon Poesie, aber uralte, die noch unmittelbar mit dem Mythos verwachsen ist. Bei ihm heißt es schon: wie der Held. Denn der Himmel ist nicht mehr der Okeanos; es heißt hier: „der Sonne hat er ein Zelt gesetzt“. Und aus diesem Zelte wird sodann das Brautgemach, aus dem „wie ein Bräutigam“ der Sonnenheld hervortritt. Die Vergleichung mit dem Bräutigam führt vollends die mit dem Helden durch.

Doch das ist nur der erste, noch mythische Anfang der Poesie. Die Vergleichung rechtfertigt hier gleichsam die Verbindung des einen Vorgangs mit dem andern, hebt jedoch die Bedeutung des Zusammenhangs, als Identität, auf. Aber das Recht der Vergleichung selbst geht sie nichts weiter an, sofern dieses Recht nämlich noch eine anderweite Kontrolle fordern sollte. Was ist denn nun der Blitz, wenn der Vogelflug nur sein Gleichnis bildet? Der Psalmdichter hat kein Interesse an dieser Frage; für ihn gibt es nur Ein Problem: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes“. Und in diesem Problem ist das andere enthalten: „Die Menschenkinder decken sich in dem Schatten Deiner Fittige.“

Für die indoeuropäischen Völker dagegen wird die wissenschaftliche Erkenntnis zum Problem. So wird bei Pythagoras auf Grund der Theogonie aus dem Feuer im Olympos die Atmung, als der Urgrund des Feuers, als das Zentralfeuer. Freilich spielt auch hier noch die Vergleichung mit; und weil die Zusammenhänge komplizierter werden, wird die Vergleichung weniger straff und klar; immerhin dringt der Ernst der Erkenntnis mit Entschiedenheit durch. Die Wortgefühle werden ab-

gestumpft; die noch urwirksame mythische Kraft verhärtet sich zur Begriffskraft der Prosa.

Worin liegt nun der Unterschied zwischen Poesie und Mythos, wenn dieser Unterschied zugleich den von der wissenschaftlichen Erkenntnis zu bedeuten hat? Wir haben soeben in der Ernsthaftigkeit die letztere begründet; entbehrt etwa die Poesie solches Ernstes überhaupt? Ist so ihr Spiel zu verstehen, daß sie alles Ernstes ermangelte? Spielt sie nur mit den Mitteln des Mythos, und auch nur mit den Vorbedingungen der Erkenntnis, oder aber hat dieses Spiel den Wert des reinen Gefühls, als einer systematischen Art des Bewußtseins? Das Denken der Poesie muß diesem systematischen Charakter des ästhetischen Bewußtseins gemäß bestimmt werden.

Die Begriffsworte der Poesie sind zugleich Begriffswortgefühle, ihre Sätze sind zugleich Satzgefühle. Wenn wir die Vergleichungspartikel als eine Identität erweiterten Grades auffassen durften, so müssen wir diese Kompetenz noch tiefer durchführen, um es systematisch klarzustellen, wie die Poesie durch die Vergleichung nicht nur selbst ihre ästhetische Eigenart gewinnt, sondern wie sie damit zugleich das gemeinsame sprachliche Urelement aller Künste wird, die alle mit dem Werkzeug der Vergleichung operieren.

Das Denken der Erkenntnis hat seine Leitung in der Tendenz, den Begriff durchaus von dem annexen Gefühle zu entblößen. Das hat und behält seine Schwierigkeit, weil der Begriff doch immer ein Begriffswort ist, und das Lautgebilde noch viel intensiver als der Urteilsbegriff mit seinem zugehörigen Gefühle verwachsen bleibt. Immerhin beruht die Kraft des Denkens auf der Abstraktion der Begriffe, und auf der abstraktiven Kraft und Reinheit der Begriffssprache. Die Poesie dagegen soll das Grundelement des reinen Gefühls sein. Wenn gleich nun zwar das reine Gefühl auch das Denken, also

auch die Begriffe zu seiner Vorbedingung hat, so sind dessen Erzeugnisse ihm ja nur Stoffe, die es umzuschaffen hat; wozu aber umzuschaffen? Zum reinen Gefühl. Das ist eine systematische Methode, eine eigene Erzeugungsweise. Was bedeutet diese aber, als Inhalt gedacht, gegenüber den Inhalten der Erkenntnis?

8. Der einige Inhalt der Poesie.

Wie die Inhalte, die Gegenstände der Erkenntnis, in der Einheit der Natur objektiv vereinigt werden, so objektiviert sich das reine Gefühl im Selbstgefühl, im Selbst, als Inhalt des Gefühls. Der Welt der Objekte, der Natur wird somit systematisch koordiniert eine Welt der Innerlichkeit, das Selbst als Innerlichkeit. Und wenn die Begriffe auf den Zusammenhang der Natur hin kontrolliert werden, so bildet die Innenwelt des einen Selbst nunmehr die Kontrollinstanz für die Begriffswortgefühle in der Sprache der Poesie. Hier waltet daher die Vergleichung, wie dort die Identität.

Die Wortgefühle entquellen dieser Innerlichkeit, die nicht schlechthin gegeben ist, die ja die große allgemeine Aufgabe des reinen Gefühls, als des Selbstgefühls, bildet. Die Wortgefühle der poetischen Sprache graben daher diese Innenwelt ebenso sehr erst aus, wie sie sie auch ausfüllen. Alle Mittel des Denkens und der Sprache müssen in dieses Quellgebiet des poetischen Denkens einströmen. Dieses Flußgebiet bildet den eigentlichen Inhalt der Poesie. In diesen Inhalt der Innerlichkeit, des Selbst, werden alle sonstigen Inhalte, als Stoffe, umgewandelt und verwandelt.

Hier eröffnet sich eine nicht unwichtige Einsicht in eine Forderung, die wir der Methode des reinen Gefühls gestellt haben. Die Bedingungen der reinen Erkenntnis und der reinen Sittlichkeit sollen Vorbedingungen für das reine Gefühl werden, und diese Vorbedingungen beziehen sich nicht allein auf die Inhalte als Stoffe, sondern, der Rein-